Diese Zeitung erscheint jede Woche Sonnabends. Preis pro Quartal durch die Post bezogen 1 M. Eingetragen in die Postzeitungsliste Nr. 6482.

Der Proletarier

Anzeigenpreis: Arbeitsvermittlungs- und Geschäfts-Anzeigen die 3spaltigen Kolonial-Beile 50 J. Geschäftsanzeigen werden nicht aufgenommen.

Organ des Verbandes der Fabrikarbeiter Deutschlands

Verlag von A. Brey. Druck von E. A. S. Meißner & Co., beide in Hannover.

Verantwortlicher Redakteur: J. Schneider, Hannover. Redaktionsschluss: Montag mittag 12 Uhr.

Redaktion und Expedition: Hannover, Nikolaitraße 7, 2. Et. — Fernsprech-Anschluss 3002.

Kämpfe und Erfolge des Verbandes im Jahre 1910.

II.

Der Verband hat im Jahre 1910 fast eine Million Mark Streikunterstützung ausgezahlt. Das ist eine Summe, die vorher in keinem Jahre auch nur annähernd erreicht wurde. Allerdings fällt ein großer Teil dieser Summe auf die beiden Riesenkämpfe des verflohenen Jahres: die Aussperrungen im Baugewerbe und auf den Werften. Aber auch nach Abzug der hierfür aufgewendeten Summen ist die Ausgabe noch so hoch, wie nie zuvor. Das Jahr 1910 ist durchaus das Kampfsjahr geworden, das es nach allen Anzeichen und Vorherfagen werden mußte.

Die Zahl der Streiks und Aussperrungen, an denen Verbandsmitglieder allein oder in wesentlicher Anzahl mit beteiligt waren, beträgt 122; davon 74 Angriffs- und 40 Abwehrstreiks und 8 Aussperrungen. Die Zahl der beteiligten Personen betrug 13 591, die sich auf 1371 Betriebe verteilten. Alles Nähere über Umfang, Ausgang und Erfolg der Streiks ist aus folgender Tabelle ersichtlich:

Angriffsstreiks	Abwehrstreiks	Aussperrungen	Zahl der Beteiligten	Ausgang			Es wurde erreicht:	
				voller Erfolg	teilweiser Erfolg	ohne Erfolg	Arbeitszeitverlängerung Stdn. p. Woche	Lohnerhöhung Ml. pro Woche
74	40	8	13591	60	31	28	1 1/2	5127
13691	2204	2504	3	3	2	326	3	978
122	1371	13691	60	31	28	1 1/2	5127	3648
122	1371	13691	60	31	28	1 1/2	5127	3648

3 Streiks (1 Angriffs- und 2 Abwehrstreiks) waren am Jahreschluss noch nicht beendet.

Neben diesen positiven Erfolgen wurden noch — bei den Abwehrstreiks — erhebliche Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen abgewehrt. Das und warum der Gesamterfolg der Streiks hinter den Erfolg der Bewegungen ohne Streik zurückbleibt, ist hier schon so oft erörtert worden, daß ein nochmaliges Eingehen darauf hier überflüssig erscheint.

Der Abschluß von Tarifverträgen hat im Jahre 1910 nur langsam Fortschritte gemacht. Das ist zum Teil auf den infolge der scharfmacherischen Sekereien stärker gewordenen Widerstand der Unternehmer zurückzuführen, zum Teil aber auch darauf, daß die Arbeiter durchaus nicht so sehr nach Abschluß von Verträgen drängten. Sie sind nicht ohne Grund der Meinung, daß es in vielen Fällen besser ist, sich nicht bei Beginn des wirtschaftlichen Aufschwunges durch Verträge für Jahre hinaus die Hände zu binden. Nachstehend ist der Bestand am Beginn des Jahres 1910, die Veränderungen während des Jahres und der Bestand am Jahreschluss angeführt.

	Zahl der Tarife	Für Betriebe	Mit Beschäftigten
Am 1. Januar 1910 bestanden	123	194	17 472
Durch Ablauf oder aus sonstigen Gründen erloschen	50	96	10 987
Davon wurden erneuert oder verlängert	34	80	6 572
Neu abgeschlossen wurden	68	130	6 940
Bestand am 1. Januar 1911	175	308	20 906

Die Zahl der Verträge und die Zahl der von Verträgen erfaßten Betriebe ist nicht unerheblich, die Zahl der in Vertragsbetrieben beschäftigten Personen aber nur mäßig — um ca. 3500 — gestiegen. Während zu Beginn des Jahres auf einen Vertrag durchschnittlich 142 und auf einen Vertragsbetrieb 90 beschäftigte Personen kamen, waren es am Ende des Jahres nur 119 bzw. 68. Mithin sind im Jahre 1910 in der Hauptache Kleinbetriebe von Verträgen erfaßt worden. Die Verteilung der Verträge auf die einzelnen Industriezweige ist folgende:

	Zahl der Tarife	Für Betriebe	Mit Beschäftigten
Chemische Industrie	44	44	4356
Ziegel-, Zement- und Tonwaren-fabriken	33	104	3377
Papier- und Zellstoffabriken	12	12	5531
Nahrungsmittelindustrie	27	64	5812
Sonstige Betriebe	59	84	3830

In der chemischen und der Papier- und Zellstoffindustrie bestehen nur Firmenverträge, in den übrigen Gruppen auch Orts- und Bezirksverträge. In der Papier- und Zellstoffindustrie entfallen im Durchschnitt 29 Arbeiter auf einen Vertragsbetrieb, in der chemischen Industrie 99, in der Nahrungsmittelindustrie 90, in der Ziegel- und Zementindustrie 32 und in sonstigen Betrieben 46. Ueber den Inhalt der Verträge wird später noch berichtet werden.

Eine richtige Bewertung der oben gegebenen Ziffern ist erst dann möglich, wenn die Erfolge früherer Jahre zum Vergleich herangezogen werden. Erst dann ist zu ersehen, ob das Erreichte

als Fortschritt bewertet werden kann und ob es uns die Gewähr neuer Erfolge gibt. Es sollen deshalb nachstehend die wichtigsten Ergebnisse mit denen der letzten Vorjahre zusammengestellt werden. Zuerst ein Vergleich der Beteiligungsziffern. Es waren beteiligt an:

	1908	1909	1910
Lohnbewegungen ohne Streik	10497	16233	44708
Angriffsstreiks	2289	2462	8883
Abwehrstreiks	2500	3628	2204
Aussperrungen	2107	982	2504

Die Zahlen spiegeln deutlich die veränderte Lage auf dem Wirtschaftsmarkt. Die Zahl der Lohnbewegungen und der Angriffsstreiks schnell sprunghaft in die Höhe, und die Abwehrstreiks vermindern sich. Die Zahl der Aussperrungen ist nur deshalb so hoch, weil wir an der Aussperrung im Baugewerbe mit rund 2000 Mitgliefern beteiligt waren. Noch klarer reden die folgenden vergleichenden Ziffern über die Erfolge der Kämpfe. Es wurde durch Lohnbewegungen und Streiks erreicht:

	Arbeitszeitverlängerung für Personen pro Woche		Lohnerhöhung für Ml. pro Woche	
	Personen	Stunden	Personen	pro Woche
1908	3 554	12 402	6 653	10 857
1909	2 894	9 271	13 002	19 551
1910	12 919	25 972	40 712	67 998

Die Zusammenstellung zeigt, daß das Jahr 1910 seine beiden letzten Vorläufer in den Erfolgen weit übertrifft. In der Zahl der an den Erfolgen beteiligten Personen sind sogar die bisher für den gewerkschaftlichen Kampf erfolgreichsten Jahre 1906/07 überflügelt. Diese erfreuliche Aufwärtsentwicklung läßt uns weitere noch reichere Erfolge für die kommenden Jahre erwarten.

Die Ausgabe für Streiks und Aussperrungen war, wie schon bemerkt, im verflohenen Jahre höher als in irgendeinem früheren. In welchem Verhältnis sie zu den Ausgaben in den letzten zwei Jahren stehen, zeigt folgende Tabelle:

	1908	1909	1910
Bei Lohnbewegungen ohne Streik	265	344	1 258
Bei Angriffsstreiks	102 236	120 268	656 643
Abwehrstreiks	95 280	151 929	88 569
Aussperrungen	94 369	72 233	205 466
Zusammen	292 150	344 774	951 936

Die Steigerung der Ausgaben fällt demnach in der Hauptsache auf die Angriffsstreiks. Im laufenden Jahre wird, soweit sich bisher ein Urteil gewinnen läßt, die Streikziffer eher höher als niedriger werden. Das Streben der Mitglieder, die steigende Konjunktur auszunutzen, macht sich überall nachdrücklich bemerkbar. Das ist durchaus erfreulich. Unerfreulich ist nur, daß dabei oft nicht die nötige Rücksicht auf die Vorbereitungen genommen wird, die einen erfolgreichen Ausgang des Kampfes erwarten lassen. Dabei soll aber nicht verkannt werden, daß eine wesentliche Besserung gegen früher eingetreten ist. Das geht zahlenmäßig aus der Streikstatistik hervor. Während im Jahre 1909 von je 100 an Streiks oder Aussperrungen beteiligten Mitgliedern 75 bei Ausbruch des Streiks und 59 schon sechs Monate vorher dem Verbands angehörten, waren 1910 bei Ausbruch der Streiks 91 und sechs Monate vorher immerhin schon 71 organisiert. Das ist eine ganz erfreuliche Besserung, von der wir nur wünschen, daß sie anhalten möge.

Aus dem Reichstage.

Der Verlauf des Tempelhofer Feldes durch das Kriegsministerium beschäftigt am 7. März den Reichstag. Einmal spielte die Frage eine Rolle, ob das Kriegsministerium ohne Verletzung der Rechte des Reichstags solche Verkäufe vollziehen kann. Es handelt sich um einen Verkaufspris von 72 Millionen Mark. Ueber diese Frage gehen die Meinungen sehr auseinander. Kommission und Reichstagsmehrheit sprachen dem Kriegsminister dieses Recht zu. Dann spielte eine zweite Frage in der Erörterung. Das ist die Behandlung der Stadt Berlin, die als Käufer auf das Gelände reflektierte, es aber bei Hinanzsügerung der entscheidenden Verhandlungen nicht erhielt. Durch den Verkauf an die Gemeinde Tempelhof ist die Garantie nicht gegeben, daß bei weiterer Verwendung des Geländes die hygienischen, sozialen und kommunalen Anforderungen berücksichtigt werden. Ueber Eingeweihte besagten, daß die Bodenbesitzer, darunter solche mit tönenden, klingenden Namen, ihre Taschen füllen können.

Am Mittwoch begann die Beratung des Postetats. Das Gehalt des Staatssekretärs beträgt 30 000 M., 14 000 M. Repräsentationsgelder und Anspruch auf freie Dienstwohnung. 17 000 M. Unterbeamte der Post in gehobenen Dienststellen erhalten je 1400 bis 2100 M. Jahresgehalt. Es folgen 47 586 Unterbeamte der Schaffnerklasse mit 1100 bis 1700 M. Weiter 101 Postkassierer beim Postzeitungsamt mit 1200 bis 1700 M. und endlich 25 000 Unterbeamte der Landbriefträgerklasse 1100 bis 1400 M. Das sind die Gehälter nach der Befoldungsreform. Diese gehörte zu den Protiden der Finanzreform. Diese Gehälter werden den Unterbeamten einer verbodenden Anlage gewährt, deren Nebenschuß für das Jahr 1911 mit 71 599 349 M. berechnet wird. Von dieser Gehaltsregelung sind die Beamten nicht abtrot. Bekanntlich wurde der Antrag der sozialdemokratischen Fraktion, das Gehalt der Unterbeamten mit 1200 M. beginnen zu lassen, bei der Befoldungsreform abgelehnt. Das Zentrum war mit bei der Ablehnung. Vor dem „Unannehmbar“ der Regierung machte es „Stillgefallen“. Als aber dieselbe Regierung ihr „Unannehmbar“ gegenüber der Finanzreform ohne Erbschaftsteuer für Ehegatten und Kinder reichlich Erbnachlässe erklärte, da pflanzte es auf diese Erklärungen. Die „Germania“ muß in der Nr. 54, 2. Blatt, selbst als Ergebnis der Befoldungsreform dieses feststellen: „Der Wegfall der Zulagezulage und die Zurücksetzung einzelner Orte in eine niedrige Tarifklasse hat nun in manchen Fällen Härten erzeugt, so daß von der Aufbesserung nicht viel übrig bleibt.“ Nun regnet es wieder

Petitionen der Postbeamten höheren, mittleren und niederen Grades, was zur Folge gehabt, daß Anträge in der Budgetkommission und im Plenum zur Beratung standen. Gehaltserhöhung, Schaffung neuer Stellen, Umwandlung von Stellen in Beamtenstellen, Erhöhung der Tarifklassen — das sind die Forderungen, die aus dem Reiche Kräfte gestellt werden. Mit einer Resolution, die lediglich den Bundesrat auffordert, eine Durchführung des Befoldungsgesetzes in der Richtung auszuführen, daß er einzelne Orte in eine höhere Tarifklasse das Wohnungsgeld vorzieht, sucht das Zentrum seiner Sünden los und lebig zu werden. Im übrigen räumt es den Mangel seiner Befoldungsreform durch Anträge ein, nach welchen die vor dem 1. Januar 1900 in den Dienst getretenen Postassistenten (Gehalt 2900 M.), Oberpostassistenten (Gehalt 3100 M.), Vorsteher von Postämtern III (Gehalt 3300 M.) nach 24 jähriger etatsmäßiger Dienstzeit eine persönliche Zulage von 300 M. jährlich erhalten. Ein nationalliberaler Antrag fordert diese Zulage für die Beamten gleichen Grades nach 10jähr. Dienstzeit, die am schlechtesten bezahlten Unterbeamten sollen keine Zulage erhalten. Ein sozialdemokratischer Antrag fordert eine Revision des Beamtengehaltes, damit eine angemessene Erhöhung der unzulänglichen Bezüge der Unterbeamten eintrete. Am Freitag sollten bei Beginn der Sitzung die Abstimmungen über die genannten und eine Reihe anderer Anträge vor sich gehen. In dessen Folge zunächst ein solcher Krach und Sturm ein, dergleichen an Festigkeit und Dauer lange nicht erlebt worden ist. Anlaß war das Wuhlen um die Wahlfreundschaft der mittleren Beamten. Der nationalliberal-sokratische Antrag entsprach nämlich nämlich einem Beschluß der Budgetkommission. Das tat die Zentrumresolution auch. Aber diese ging noch etwas weiter wie der nationalliberal-sokratische Antrag.

Den Vortritt bei Abgabe der Visitenkarte an die mittleren Beamten wollten die Schnapsblockler den ehemaligen Blockbrütern nicht gönnen. Im heiligsten Feuer der Entzückung erhob Herr v. Camp Protest gegen den nationalliberal-sokratischen Antrag. Ueber eine Stunde wogte der Kampf um die Frage, welche Resolution zuerst zur Abstimmung gelangen sollte. Und die Redner, die sich als Hüter des guten Tonens und der Geschäftsordnung aufspielten, sündigten alle gegen diese insofern, als sie länger als 5 Minuten redeten. „Loyale Handlung“, „Praktiken, die außerhalb des Hauses zur Bestrafung wegen unklarer Wettbewerbes führten“, „geistiger Diebstahl“, „Schmäden mit fremden Federn“ — so lösten sich die Herren gegenseitig an. Die dem Ringen um die Vorhand bei der Gewinnung der mittleren Postbeamten für die Wahlszene machte der Präsident ein Ende, indem er das Wort zur Geschäftsordnung nicht mehr erteilte.

Zur Annahme gelangte nun die Resolution der Budgetkommission. Abgelehnt wurde der sozialdemokratische Antrag, der die Gehälter der Unterbeamten geregelt wissen will. Gegen diesen Antrag, dessen Abstimmung namentlich vorgeschrieben wurde, stimmte wieder einmal das Zentrum einschließlich aller Arbeitersekretäre. Ein anderer sozialdemokratischer Antrag, der fordert, daß die Beförderungen für die Postverwaltung an tarifreundliche, die Arbeiterschutzbestimmungen achtende Firmen vergeben werden, wurde abgelehnt.

Zum Mundstück der Klagen der Unterbeamten machten sich besonders die Genossen Jübel, Lehmann, Eichhorn und Koste. Eichhorn brachte auch eine Anzahl Klagen über den Stillstand, wenn nicht Rücktritt, in dem Institut des Verkehrs zum Ausbruch. Empfanglich für Klagen und Beschwerden ist Herr Kräfte, der Staatssekretär, nur in dem Sinne, daß er sich darüber entrüstet. Er erklärt darin „Segerien“, bestreitet sogar den Abgeordneten, Vertreter der Unterbeamten zu sein. Das ist er! In Wirklichkeit ist Herr Kräfte, der durch Vertretung des Ortsverkehrs den Verkehr gekemmt und der durch seine Telefonvorlage und Bekämpfung der Elnachrichtbestellung durch Messinger Boys den Verkehr weiter hemmen will, eben nur Herr Kräfte, und die Abgeordneten sind nach der Verfassung Vertreter des gesamten Volkes.

Ein Zentrumsantrag will die Arbeiterausschüsse der im Telegraphenbau beschäftigten Arbeiter und Handwerker so ausbauen, daß es den Ausschüssen ermöglicht wird, durch geeignete Vertreter die Wünsche der Post- und Telegraphenarbeiter und Handwerker jährlich einmal den Vertretern der Oberpostdirektion und einem Vertreter des Reichspostamts vorzutragen. Der an sich recht harmlose Antrag fand trotzdem nicht den Beifall des Staatssekretärs. Nachdem eine Verbesserung durch sozialdemokratische Anregung in den Antrag gekommen, wurde er angenommen. Am Sonnabend begannen die Verhandlungen über den Etat des Innern.

Papier-Industrie

Sonntagsarbeit und Sonntags„ruhe“ in der Papierindustrie.

II.

§ 105e der R.-G.-Ordn. besagt: „Die Bestimmungen des § 105b finden keine Anwendung:

1. auf Arbeiten, welche in Notfällen oder im öffentlichen Interesse unverzüglich vorgenommen werden müssen;
2. für einen Sonntag auf Arbeiten zur Durchführung einer gesetzlich vorgeschriebenen Inventur;
3. auf die Bewachung der Betriebsanlagen, auf Arbeiten zur Reinigung und Instandhaltung, durch welche der regelmäßige Fortgang des eigenen oder eines fremden Betriebes bedingt ist, sowie auf Arbeiten, von welchen die Wiederaufnahme des vollen werktätigen Betriebs abhängig ist, sofern nicht diese Arbeiten an Werktagen vorgenommen werden können;
4. auf Arbeiten, welche zur Verhütung des Verderbens von Rohstoffen oder des Mißlingens von Arbeitserzeugnissen erforderlich sind, sofern nicht diese Arbeiten an Werktagen vorgenommen werden können;
5. auf die Beaufsichtigung des Betriebs, soweit er nach Ziffer 1 bis 4 an Sonn- und Festtagen stattfindet.

Arbeitsgeber, welche Arbeiter an Sonn- und Festtagen mit Arbeiten der unter Ziffer 1 bis 5 erwähnten Art beschäftigen, sind verpflichtet, ein Verzeichnis anzulegen, in welches für jeden einzelnen Sonn- und Festtag die Zahl der beschäftigten Arbeiter, die Dauer ihrer Beschäftigung sowie die Art der vorgenommenen Arbeiten einzutragen sind. Das Verzeichnis ist auf Erfordern der Ortspolizeibehörde sowie dem im § 139b (Gewerbeinspektor) bezeichneten Beamten jederzeit zur Einsicht vorzulegen.

Für den unter Ziffer 3 und 4 bezeichneten Arbeiter, sofern dieselben länger als drei Stunden dauern, oder die Arbeiter am Feiertag des

Gottesdienstes hindern, sind die Gewerbetreibenden verpflichtet, jeden Arbeiter...

Ausnahmen von den Vorschriften des vorstehenden Absatzes darf die Behörde gestatten, wenn die Arbeiter am Besuche des sonntäglichen Gottesdienstes nicht gehindert werden...

Die Prüfung, ob die an Sonntagen geleistete Arbeit unbedingt zur Wiederaufnahme des vollen werktätigen Betriebes notwendig ist...

Dass die Papierfabriken die Wertführer und sonstigen qualifizierten Arbeitskräfte am „Ueber“-Profit — in Form von Löhnen oder Gehältern — teilnehmen lassen...

Diese schlaue Berechnung der Unternehmer müssen die Arbeiter leider sehr teuer bezahlen. Der Stundenlohn wird spottbillig gehalten...

§ 105b der Reichsgewerbeordnung besagt in dem für uns entscheidenden Teile: „Für Gewerbe... welche ausschließlich oder vorwiegend mit durch unregelmäßige Wasserkräfte bewegten Triebwerken arbeiten...“

In der Ausführungsanweisung zur Reichsgewerbeordnung heißt es: „Bei der Bewilligung von Ausnahmen auf Grund des § 105b für die mit unregelmäßiger Wasserkraft arbeitenden Betriebe sind die Bestimmungen der Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 3. April 1901 genau zu beachten.“

Weiter: Die zuständige Behörde, kann die Beschäftigung von Arbeitern mit Arbeiten, die nicht an Werktagen vorgenommen werden können, mit Anschluss des ersten Weihnacht-, Oster- und Pfingstfestes gestatten...

Weitergehende Ausnahmen sind nur unter besonderen Umständen und zwar nur dann zuzulassen, wenn dies mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Lage oder sonstige eigenartige Verhältnisse der in Betracht kommenden Betriebe oder Betriebsarten geboten erscheint.“

Die uns interessierenden Teile der Bekanntmachung des Reichskanzlers betreffs Ausnahmen von den Bestimmungen über die Sonntagsruhe gemäß § 105b Absatz 1 der Reichsgewerbeordnung vom 3. April 1901 lauten:

Die höheren Verwaltungsbehörden haben für die im § 105b Absatz 1 der Gewerbeordnung bezeichneten Gewerbe nur sozialsonntagsarbeit zu gestatten, als nach den üblichen Verhältnissen geboten erscheint. In der Regel wird ein Bedürfnis für Sonntagsarbeit nicht anzuerkennen sein, wenn und soweit sie bisher nicht üblich war.“

Man möchte also den Unternehmer in seiner Ausbeutungsmöglichkeit abso ut nicht stören, deshalb hängt der Pferdeschweif „wenn bisher nicht üblich war“ gleich an einem verhältnismäßig guten Satz dran, als ob „üblich“ mit „notwendig“ identisch wäre. Durch ähnliche Redewendungen wird die Sonntagsruhe der Papierarbeiter mehrfach durchlöchernd und fast vollständig illusorisch gemacht.

Als unregelmäßig ist eine Wasserkraft dann anzusehen, wenn der Wasserzufluss während der jährlichen Betriebszeit infolge elementarer Umwälzungen (z. B. Trockenheit, Hochwasser, Frost) oder aus andern Gründen erheblichen Schwankungen unterworfen ist und dadurch ein ununterbrochener oder gleichmäßiger Wasserbetrieb unmöglich gemacht wird.“

Die Ausnahmen haben nur den Zweck, Ausfälle der regelmäßigen werktätigen Arbeitszeit, welche durch völliges oder teilweises Verjagen der Leibesfrucht verursacht werden, auszugleichen, soweit ein wirtschaftliches Bedürfnis hierzu vorliegt.“

Bei Gestattung der Ausnahmen ist zunächst zu ermitteln, an wieviel Wochentagen während der jährlichen Betriebszeit die Leibesfrucht ganz oder teilweise zu verjagen pflegt, und dementsprechend ist die Zahl der Sonn- und Festtage, an denen eine Beschäftigung stattfinden darf, und die Dauer dieser Beschäftigung zu bemessen.“

In keinem Falle darf die Beschäftigung von Arbeitern an Sonn- und Festtagen für eine größere Zahl solcher Tage und in größerem Umfang gestattet werden, als bisher üblich war und als zum Ersatz des Ausfalls an regelmäßiger werktätiger Arbeitszeit, der durch Verjagen der Leibesfrucht entsteht, nötig ist.“

Die Bewilligung der Ausnahmen ist an die Bedingung zu knüpfen, daß den Arbeitern Aufsehern entsprechend dem Schlusssatz des § 105c zu gewähren sind (siehe oben), oder es ist die Beschäftigung der Arbeiter an Sonn- und Festtagen von der Freigabe eines Nachmittags an einem Wochentag und der Gewährung der Gelegenheit zum Besuche des Gottesdienstes mindestens an jedem dritten Sonntag abhängig zu machen.

Auf Grund des § 105d der Gewerbeordnung hat der Bundesrat Ausnahmen folgender Art betreffs Sonntagsruhe in der Papierindustrie erlassen:

Für Zellstofffabriken sind folgende Arbeiten zugelassen: Der Betrieb der Zellstoffkochen und der Entwässerungsmaschinen sowie der Leugebereitung. Diese Ausnahmen finden, abgesehen von der Zulassungsbereitstellung unter Verwendung der im eigenen Betriebe...“

Weiter ist zugelassen: Der Betrieb der zum Eindampfen der Endlaugen verwendeten Öfen und Apparate.

Die Bedingungen, unter denen obige Arbeiten zugelassen, sind:

Die den Arbeitern zu gewährenden Ruhe hat mindestens zu dauern:

Für jeden zweiten Sonntag 24 Stunden, oder für jeden dritten Sonntag 36 Stunden, oder, wenn an den übrigen Sonntagen die Arbeitslosigkeit länger als 12 Stunden dauert, für jeden vierten Sonntag 36 Stunden.

Der Reichskanzler ist befugt, Abweichungen hinsichtlich der Dauer der Ruhezeit zuzulassen, dieselbe muß jedoch für jeden Arbeiter mindestens die Gesamtdauer seiner auf die jährlichen Sonntage fallenden Arbeitszeit erreichen.

Abweichungen hinsichtlich der Dauer je 12 Stunden nach und vor dem regelmäßigen Beschäftigung zur Arbeit nicht verwendet werden. Die darüber zu erwerbende Ruhe muß mindestens das Maß der den abgelaufenen Arbeiter gewählten Ruhe erreichen.

Weiter Herstellung von Papier und Papp sind folgende Arbeiten nach den Bekanntmachungen des Bundesrats zugelassen: Der Betrieb des Holzzeuges (Holländer, Kollergänge) innerhalb 12 Stunden vor der Wiederaufnahme des werktätigen Betriebes der Papiermaschinen. Diese Ausnahme findet auf das Weihnachts-, Oster- und Pfingstfest keine Anwendung. Die Bedingungen, unter denen die obigen Arbeiten zugelassen, sind:

Die den Arbeitern zu gewährenden Ruhe hat mindestens zu dauern:

Für zwei aufeinander folgende Sonn- und Festtage 36 Stunden;

für die übrigen Sonntage: entweder 24 Stunden, oder für jeden zweiten Sonntag 36 Stunden.

Weiter ist zugelassen: Das Trocknen der Pappdeckel im Freien und die Heizung von Trocknräumen.

Bedingungen: Wenn die Arbeit länger als drei Stunden dauert oder die Arbeiter am Besuche des Gottesdienstes hindert, entweder an jedem dritten Sonntag volle 36 Stunden, oder an jedem zweiten Sonntag mindestens in der Zeit von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends von der Arbeit freizulassen, oder wenn die Arbeiter am Besuche des sonntäglichen Gottesdienstes nicht gehindert werden, kann die untere Verwaltungsbehörde gestatten, daß an Stelle des Sonntags eine 24stündige Ruhezeit an einem Wochentage gewährt wird.

Nach den Klagen, die uns täglich zu Ohren kommen, zu urteilen, werden die Bestimmungen über die Sonntagsruhe in der Papierindustrie ständig von einer mehr oder weniger größeren Anzahl von Fabriken übertreten. Der Grundsatz, wo kein Kläger ist, da ist kein Richter, scheint den Papierindustriellen sehr nützlich zu kommen.

Wer oft in Sachsen in den ländlichen Bezirken mit den Arbeitern der Papierindustrie zusammenkommt und hört die Arbeiter, der muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß es für die Papierfabrikanten überhaupt keine gesetzlichen Bestimmungen betreffs der Sonntagsruhe gibt, oder daß diese dauernden Dispens von der Behörde erhalten haben.

Daß die Behörde den Papierindustriellen betreffs Genehmigung von Sonntagsarbeit weitgehend entgegenkommt, ist ja anzunehmen. Daß dies aber in dem Maße der Fall ist, wie uns ständig gemeldet wird, daß es im Erzgebirge in der Papierindustrie so gut wie keine Sonntagsruhe gibt, können wir unmöglich glauben. Die Behörde wird gut tun, diesen ständigen Klagen der Papierarbeiter im eigenen Interesse einmal nachzugehen.

Gegenwärtig sind sich alle vernünftigen Menschen darüber einig, daß eine Beschränkung und Begrenzung der Arbeitszeit auf ein der Gesundheit erträgliches Maß eine Forderung im Interesse der Volksgesundheit, ja des gesamten Staates und seiner Industrie ist. Erst die Begrenzung der Arbeitszeit und die Beseitigung aller Sonntagsarbeit in Fabriken bedeutet einen wirklichen Schutz gegen Unfallgefahr, Schutz für Leben und Gesundheit, Zeit gewinnen zur Wiederherstellung und Erholung des Familienlebens, Zeit zur Erziehung der Kinder, Zeit zur Bildung und geistigen Entwicklung.

Schließlich ist es richtig, daß:

Kurze Arbeitszeit — hoher Lohn; Lange Arbeitszeit — niedriger Lohn

immer zusammenstehen.

Was den Papierarbeitern not tut, ist eine starke geschlossene Organisation. Deshalb agitiert und organisiert für euren Verband, ihr Papierarbeiter, dann wird auch euer Los sich verbessern und erträglich werden.

Warnung für wandernde Papierarbeiter.

Es ist schon früher im „Proletarier“ ausgeführt worden, daß nicht bloß die Lust zum Wandern bei dem Papiermacher maßgebend ist, sondern die Notwendigkeit zwingt ihn dazu, die Betriebe öfter zu wechseln, will er sein Fortkommen verbessern. Der junge Arbeiter, der in einer Papierfabrik in Arbeit tritt, kann zum alten Manne werden, ohne sich bemühen zu müssen, wenn er in seinem ersten Betriebe bleibt. Bekanntlich sind die Löhne in den Papierfabriken überaus schlecht und die Einstellung der Arbeiter in Chargen trägt dazu bei, die Einigkeit hintenan zu halten, was ein Eingreifen der Organisation ungemein erschwert. Zwischen den Maschinenführern und den Gehilfen besteht meistens eine große Kluft und noch viel größer ist der Lohnunterschied. Die Gehilfen müssen deshalb immer streben, auch einmal Maschinenführer zu werden. Bleibt so ein zweiter Gehilfe immer er in einem Betriebe, so kann er warten bis in die Pappmühle, bis er nur erster Gehilfe wird, viel weniger Maschinenführer. Aus diesem Grunde ist die Wanderlust der Papiermacher entstanden. Jetzt beginnt man wieder, die Zeit, wo die „Papierzeitung“ mit Unmerklichkeit verfolgt wird, um geringere Betriebe herauszufinden, um wieder eine Sprünge auf der Leiter zum Maschinenführer zu erklimmen. Es ist deshalb angebracht, die Betriebe etwas bekannt zu geben, die besonders viel Arbeiter von auswärtig begehren. Ein solcher Betrieb ist die Papierfabrik „Pappmühle“, Rammheim-Waldhof, und es ist zu erwarten, daß man wieder ganze Familien einziehen. In den Zuschriften, die die Firma den Papierarbeitern sendet, wird alles sehr schmachtlich dargestellt, und die Arbeiter glauben, in einem Musterbetrieb zu kommen. Aber die Papierarbeiter müssen sich nicht täuschen, es ist nicht alles Gold was glänzt. Auch in der „Pappmühle“ nicht. Es wird wenig Betriebe gleicher Art geben, wo der Arbeiterwohlstand stärker ist als hier. Zunächst ist die richtige Bezahlung. Der Betrieb hat eine ganze Anzahl Arbeiterwohnungen, „Pappmühlheim“ genannt. Diese Wohnungen sind nicht billiger als die Privatwohnungen. Zwei Zimmer mit Küche kosten 6 Mk. pro Woche, und die Miete wird wöchentlich vom Lohn abgezogen. Da im Betriebe die achtstündige Rüstzeit besteht, muß auch nach dieser Zeit die Wohnung geräumt werden; außerdem werden dann noch letzten Lohn noch die Kosten für die Rumbewegung der Wohnung in Abzug gebracht, auch wenn der Inhaber die Wohnung nur einige Wochen benutzt hat. Arbeiter mit starker Familie werden darunter leiden, was es heißt, in acht Tagen auszuziehen zu müssen, wenn durch verschiedene Umstände das Arbeitsverhältnis gelöst wird, was nicht immer die Schuld des Arbeiters ist. Dann steht so eine Familie verlassen in einer fremden Gegend da, ohne daß es passende Arbeitsgelegenheit gibt. Die Folge dieses Verhältnisses ist, daß sich diese Arbeiter alles gefallen lassen müssen, wessen sie die Wohnung und die Arbeit nicht verlieren. Diese Arbeiterwohnungen bewirtschaftet ein Hausmeister, und wie dieser seinen Posten verfehlt, hat schon oft Anlaß zu Klagen gegeben. Auch innerhalb des Betriebes besteht sehr viel zu wünschen übrig, so daß schon mancher Arbeiter wieder abgedampft ist, ohne sich die nächste Stadt Rammheim richtig angesehen zu haben. In der Nähe der „Pappmühle“ liegt auch die bekannte Zellstofffabrik, deren Aktionäre 20 bis 25 Proz. Dividende erhalten, aber die Arbeiter dieses Betriebes haben nichts zu sagen. Das System, das in der Zellstofffabrik besteht, bildet sich auch in der „Pappmühle“ heraus. Als mögen die Papierarbeiter, die bei Beginn der schönen Jahreszeit den Wanderstab zur Hand nehmen, sich immer vor Augen halten: „Borste beim Betreten der „Pappmühle“, Rammheim-Waldhof.“

Das Verlangen eines Schmarzmaachers.

Zur Genug des Strafs in der Papierfabrik Fues in Genua gab es die üblichen Prozesse. Das Schöffengericht verurteilte einen Arbeiter zu 30 Mk. Geldstrafe, weil er den Arbeitswilligen Schmirger als Straß-

brecher bezeichnet hatte, und einen andern Arbeiter zu 30 Mk. Geldstrafe, weil er zu eben demselben Schmirger gefügt hatte. „Du Faulenker, schämst du dich nicht, deinen Arbeitskollegen in den Rücken zu fallen? Du hast doch fünf Kühe im Stall und Arbeit zu Hause.“ In diesem zweiten Falle wandte der Angeklagte ein, Schmirger habe auch ihn wiederholt beschimpft, z. B. ihn wegen eines körperlichen Mangels „Schepper“ angerufen. Aber der Einwand wurde wenig beachtet, der Staatsanwalt hatte sogar die „Ehre“ des Arbeitswilligen Schmirger noch höher wie das Urteil tagiert, er wollte den „Beleidigten“ auf 14 Tage ins Gefängnis sperren.

Allgemeines Interesse verdient die Zeugenaussage des Fabrikdirektors C. Lang, eines Allgewaltigen bei Fues, der darüber vernommen wurde, ob es sich in dem Kampf um Anerkennung des Koalitionsrechts oder um Erbringung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen gehandelt hätte. Lang erklärte, seit Jahresfrist etwa hätte man wahrgenommen, daß eine kräftige Agitation einsetzte, um die noch nicht organisierten Fues'schen Arbeiter in den sozialdemokratischen Fabrikarbeiterverband hineinzubringen. Z. B. im Sommer 1910 seien abends vor der Fabrik Fettel verteilt worden, worin zum Besuch von Versammlungen aufgefordert wurde, die zwecks Organisation der Leute stattfanden. Man stände sowohl er, als auch Dr. Fues auf dem Standpunkt, daß die Leute sich nicht an den sozialdemokratischen Fabrikarbeiterverband, sondern an Dr. Fues oder ihn zu wenden hätten, dann würde ihnen schon die Unterstützung gewährt, wie bisher. Die Agitation für den sozialdemokratischen Fabrikarbeiterverband habe sich so verdichtet, daß ihnen von anständigen Herren und auch Arbeitern mitgeteilt worden sei, jetzt seien bereits fünf bis sechs hundert von den Fues'schen Arbeitern organisiert. Da sagte ich zu Dr. Fues: „Jetzt ist es hohe Zeit. Jetzt müssen die Fabelschreiber her-aus!“ Sofort entließen wir vier; ihnen folgten vier andere; zwei ländigten wir später noch; im ganzen also zehn.“

Als Herr Lang und Herr Fues „stehen auf dem Standpunkt“, daß die Arbeiter sich zu helfen haben, daß das gesetzlich gewährleistete Koalitionsrecht, an die Genuaer Papierproleten nicht besteht. Und sie maßen sich das Recht an, organisierte Arbeiter nicht nur zu entlassen, sondern auch noch durch schwarze Listen zu verfolgen. Das Gericht hat auch gegen diesen „Standpunkt“ der Papierlöhne nichts eingewandt, sondern nur die Arbeiter verurteilt, die einen Kollegen zur Solidarität ermahnen wollten. Voraus für die Arbeiter folgt, daß sie sich selbst helfen müssen gegen den Terrorismus der Herren Fues und Lang.

Goldig. In der Pappmühle von Beda u. Söhne im benachbarten Ostau sind Unfälle nichts Seltenes. Als kürzlich ein Arbeiter, der sich eine Fingerverletzung zugezogen hatte, vor noch nicht ganz beendeter Heilung — er mußte den Finger immer noch durch einen Verband schützen — sich wieder zur Arbeit gemeldet hatte, entging dem Arbeiter eine sogenannte Schmirrbüchse, weil eben Hände und Maschinenmaterial sich jederzeit in fettigem Zustande befinden, und andererseits der betreffende Arbeiter infolge seines noch nicht ganz geheilten Fingers noch nicht richtig greifen konnte. Ein Schaben war dabei absolut nicht entfallen. Trotzdem ergrübelte es der Herr Beda für angebracht, in seiner ärgerlichen Augenblicks Stimmung diesen Arbeiter aus diesem vollständig unberechtigten Grunde sofort von der Arbeit weg zu entlassen. Von einer Bezahlung der nicht eingehaltenen Kündigungsfrist war keine Rede, nicht einmal die Zwalilidante wurde von der Fabrikleitung herausgegeben, trotz mehrfachen Verlangens. Der betreffende Arbeiter wird natürlich sein gesetzliches Recht an zuständiger Stelle geltend machen. Wenn in dieser Fabrik die dort beschäftigten Arbeiter etwas einiger wären, hätten sie vielleicht auch etwas mehr Verständnis für ihre traurige Lebenslage und für die Organisation. Der Gedanke, daß eine 12stündige Arbeitszeit in einem derart gefährlichen Betrieb viel zu lange ist, sollte auch bei den Bedaschen Arbeitern endlich einmal sich Bahn brechen. Es ist kein Wunder, wenn ein ermüdet, überanstrengter Arbeiter den Maschinen zum Opfer fällt. Eine Teilung der täglichen 24stündigen Betriebszeit in dreimal acht Stunden wäre viel richtiger. Der Weg von und nach der Fabrik kommt ja jetzt auch noch zu der 12stündigen Arbeitszeit hinzu. Ganz verwerflich ist es, wenn ein Arbeiter nicht bloß 24, sondern zuweilen sogar 36 Stunden hintereinander arbeitet. Dies dürfte eine Fabrikleitung gar nicht zulassen, wenn es doch solche unvernünftige Arbeiter gibt, die ihren Körper fribal aufs Spiel setzen. Weil aber von seiten der Fabrikherren Beda u. Söhne derartige Humanität nicht zu erwarten ist, sollten die Arbeiter selbst das Einsehen besitzen und ihrerseits dafür sorgen, daß die Arbeiterkassen vorrichtungen verbessert und die Arbeitszeit verkürzt wird, unter entsprechender Erhöhung des Arbeitslohnes. Dies ist aber nur durch den Verband möglich.

Königsberg, 28. Februar. Wieder 20 Proz. Dividende. Die Direktion der Königsberger Zellstoff-Fabrik erklärt, daß die Aktien-Gesellschaft weder eine Erhöhung des Aktienkapitals beabsichtigt, noch eine erhöhte Dividende vorschlagen werde. Aber nach den bisherigen Geschäftsergebnissen dürfte sie die Verteilung einer Dividende von 20 Proz., wie in den Vorjahren, beantragen. Die Kapitalisten stehen aus diesem Betriebe alljährlich hohe Gewinne heraus, ohne daß sie den Finger krumm zu machen brauchen. Die Arbeiter, die den Segen erarbeiten, werden mit geringen Löhnen abgefunden. Außerdem versucht man, sie mit Wegeistertung für den gelben Verein zu erfüllen, der sie zufrieden und unterwürfig erhalten soll.

Der Aufsichtsrat der Norddeutschen Zellulosefabrik hat den Beschluß gefaßt, der Generalversammlung, die am 11. April stattfinden soll, die Verteilung einer Dividende von 12 Proz. nach angemessenen Abschreibungen und Rücklagen vorzuschlagen. Im vorigen Jahre wurden 8 Proz. Dividende verteilt. Für die Aktionäre fällt also in diesem Jahre ein weit höherer Gewinn ab. Wird man den Arbeitern wenigstens die Löhne aufbessern?

Podau. In der Papierfabrik der Firma C. M. Häbler in Ohrdruf befinden sich die Abortanlagen in einem Zustande, der zur Kritik herausfordert. Gemeinhin nimmt man an, daß wenigstens wöchentlich eine Reinigung erfolgt, hier ist es aber anders, denn gut und gern kann ungefähr ein Vierteljahr vergehen, ehe es einmal zur Säuberung kommt. Das Daß des Abortes hat ebenfalls nicht die Eigenschaft, die für Dächer die beste ist. Dieg Schnee darauf, möchte man am hellen Tage ein Nicht mitnehmen, und bei Regenwetter könnte einem sogar ein Regensturm nichts schaden. Auf dem Schälplate arbeiten ungefähr 25-30 Mann, die doch zweifellos auch essen müssen. Von einem Speiseraum ist aber keine Ahnung. Die Arbeiter, die den ganzen Tag über der Witterung ausgesetzt sind, müssen ihre Mahlzeiten in einem Raume einnehmen, in dem drei Kreisjägen stehen, worin es außerdem auch keine Gelegenheit gibt. Diesem Mangel begegnen die Arbeiter, indem sie auf den Schneefeldern Platz nehmen. In dem großen Kesselhaus ist kein Schrank da, in dem die Feuerleute ihre Kleider und Speisen aufbewahren können, welches ist also dem Kohlenstaub ausgesetzt. In Verbindung mit diesen Unbequemlichkeiten sind die Lohnverhältnisse ebenfalls nicht die besten, denn Tagelöhne von 2,40 bis 2,70 Mk. bei zwölfstündiger Arbeitszeit gehören durchaus nicht zu den Ausnahmen. Außerdem gibt es auch keine wöchentliche Lohnzahlung, sondern die Arbeiter können ihren „horrrenden Verdienst“ am 1. und 16. des Monats in Empfang nehmen. Diese Zustände werden erst besser werden, wenn jeder Arbeiter des Betriebes sich seiner Berufsorganisation, dem Verband der Fabrikarbeiter, anschließt.

Zement- und Ziegel-Industrie

Ein schreibseliger Ziegelmeister. In Nr. 5 des „Proletarier“ berichteten wir von einem Ziegelmester in der Genuaer Saal in Pizzo, der in der Ziegelfabrik Agnati in Vorno bei Genua sein Bett aufgeschlagen hat. Dem Meisterlein paßt es durchaus nicht, daß die Ziegler sich mehr und mehr unserer Organisation zuwenden, er ahnt wohl schon im voraus, daß er den organisierten Ziegler kein Gleich von verordneten Ziegeln vorsetzen kann. Der gute Mann hat deshalb mit einigen gleichgesinnten Meistern verabredet, in der Kampagne 1911 keine Verbändler zu beschäftigen. Da aber unter den verhassten Verbändlern doch tüchtige Arbeiter sind, die sich sehr wohl eignen, für das Meisterlein Saal Profit zu schaffen, hat sich dieses entschlossen, die betreffenden brauchbaren Arbeiter brieflich von ihrem verwerflichen Tun zu unterrichten und sie inständig zu bitten, doch aus dem Verband auszutreten, der doch gar keinen Zweck für sie habe. Als Be-

lobnung wurde ihnen höherer Lohn angeboten. Wörtlich heißt es in einem Brief:

es freut mich, daß Du wieder kommst ich geb Dir schließlic noch etwas mehr wie letzten Sommer 30 Mark & Woche, aber nur unter der Bedingung daß Du nicht im Verband gehst. über die Bedingung nicht bin, denn ich hab diesen Herbst schlechte Erfahrungen mit verschiedenen Leuten die im Verband waren gemacht, darum werd ich mir etwas besser versehen diesen Frühjahr. Dein Bruder kann in Gießen am 27. u. 28. Woche verb. natürlich auch unter Bedingung daß er nicht im Verband geht. Denn wenn einer bei mir in Verband während den Sommer geht den werd ich mit entsprechendem Abzug sofort entlassen.

Der Ziegler, an den diese faulste Bemerkung gestellt wurde, lehnte aber die "Bedingung" des Meisterteils ab mit dem Bemerkung, daß wenn schon die geringen Ansprüche der Organisation den Meistern einen solchen Schaden einbringen, daß sie ohne weiteres höheren Lohn zahlen, dann die Ziegler alle Ursache haben, diese Organisation hochzuhalten und noch mehr auszubauen. Er wußte aber auch, daß diese Lohnserhöhung sofort wieder rückgängig gemacht würde, wenn es den Ziegelmessern ginge, die Organisation zu vernichten. Das Meisterteil Saal schrieb dann an den betreffenden Ziegler einen zweiten Brief, in dem er betonte, daß er die gestellten Bedingungen hochhalte, und er selbst auch nicht organisiert sei. Gleichzeitig teilte er auch die "schlechten Erfahrungen" mit, die er gemacht haben will. Wir geben die betreffende Stelle hier wörtlich wieder:

ich hatte verschiedene Leute die kriegen 5 Mk. pro Tag bei 10 Stunden und verdienen nach Sachverständigen Urteil bloß 2,50 Mk. & Tag und wenn man denn die Wahrheit sagt wie die Sachen stehen dann brähen sie sich aus, als Verbandsmitglieder wüßten sie schon wie sie zu arbeiten hätten.

Die Sache liegt aber doch etwas anders, als sie das Meisterteil hier anführt. Wie das so allgemein in der Ziegelindustrie üblich ist, wollte auch Herr Saal die Arbeiter im Herbst noch etwas mehr antreiben, als während der Kampagne, und dagegen wehrten sich die Arbeiter mit Recht. Unsere Motte, die wir in Nr. 5 des "Proletarier" über diese Angelegenheit brachten, hat dem Meisterteil nun nochmals die Feder in die Hand gedrückt, um im "Gut Brand", dem Bekanntmachungsblattchen des Gewerbevereins der Ziegler und Ziegelmesser in Wippe, eine Erwiderung loszulassen, in der es heißt:

Wie es mir scheint, ist der Artikelschreiber seiner Sache nicht ganz sicher gewesen. Denn sonst hätte er wohl den ganzen Brief veröffentlicht, wie er ihn feinerzeit zugesandt wurde. Es kann aber auch sein, daß er den Brief nicht entziffern konnte wegen Mangel an ...

Der hiesige Ziegelmesser sollte uns eigentlich dankbar sein, wenn wir so rüchsigvoll sind und das jämmerliche Produkt seines gequälten Gehirns nicht ganz veröffentlicht und ihn mit seinem Schulmeister nicht öffentlich blamieren. Daran hindert ihn aber jedenfalls der Mangel an ... Der geringe Vorrat an ... reicht noch aus zum Ziegelmesserspielen. Deswegen schreibt er auch, wie er selbst zugeht, in Wippen. Auf unsern Hinweis in der oben genannten Motte, daß es doch eigentlich anmüde, wenn den Arbeitern, die den ganzen Sommer zur Zufriedenheit des Meisters gearbeitet haben, dann am Jahresabschluss Faulheit nachgesagt werde, läßt der Meister Saal in seiner Erwiderung folgenes los:

Auch zeigt das von großer Unkenntnis der Sache, wenn das Herr Artikelschreiber nicht in sein modernes Köpchen will, daß ich erst am Jahresabschluss zu der Einsicht gekommen bin, daß verschiedene Leute aus dem Verband nicht genügend leisten. Ich nehme dem Herrn auch nicht weiter übel, sind doch viele hier im Verbands, die nicht wissen, welchem Berufe sie angehören, weil sie vielleicht auch keinen Beruf haben. Etwas nennen sie zwar Zieglerstreicher im Winter, im Sommer aber Land ... Vielleicht war der Artikelschreiber auch eines von diesen Herren?

Wenn dieses rätselhafte Geschreibsel nicht von dem Meister Saal unterzeichnet wäre, würden wir glauben, wir hätten es mit einem Schwachkopf zu tun. Wenn er erst am Jahresabschluss zu der Einsicht kommt, die Arbeiter haben nur die Hälfte des erhaltenen Lohnes verdient, so verrät das allerdings eine ziemlich große Geschäftsunkenntnis, sonst hätte er schon früher zu dieser Einsicht gelangen müssen. Auf den einsichtigen Weg, den sich der kleine Gernegroß leidet, indem er die Zieglerstreicher als Landstreicher tituliert, sei ihm entgegnet, daß es auch Leute gibt, die sich im Winter als die ehrlichen Ziegelmesser aufspielen und sich dann im Sommer als die größten Gauner entpuppen. Selbstverständlich gehört Herr Saal nicht zu diesen. Wenn nun Herr Saal glaubt, daß die Arbeiter, die 5 Mk. pro Tag erhalten und die Hälfte verdienen, so wäre doch wohl auch von Interesse zu erfahren, wieviel Profit er selbst pro Tag eingeführt und wieviel er davon verdient hat. Es läme sicherlich ein recht kleiner Bruchteil heraus, den sich der Meister als Verdienst anrechnen könnte. Den größten Teil mußten ihm die Arbeiter erschöpfen. Für die Ziegler ergibt sich daraus die Verpflichtung, nun erst recht für die Stärkung der Organisation zu sorgen, damit Herr Saal, wenn er keine Verbändler beschäftigen will, recht bald seine Ziegel selbst streichen kann. Wir glauben aber, daß er doch eher die Segel streicht.

Ein schlechter Z.-geleibesiger.

Ein netter Arbeitergeher ist der Ziegeleibesiger Fiedler in Hermsdorf bei Gießen i. Ggl. Er zahlt seinen Arbeitern 25 Pf. pro Stunde und läßt sie bei schwerer Arbeit 1,80 bis 2 Mk. pro Tag verdienen. Für das Einfahren in den Ofen gibt es 1,40 Mk. pro Tag. 34- bis 35 000 Steine faßt der Ofen, bezahlte werden aber nur 30 000, denn Herr Fiedler liebt glatte Rechnung. Zeitweilig nimmt er die Arbeiter zu andern Arbeiten, ohne dies den Leuten extra zu bezahlen. So kommt es also, daß trotz angestrengtester Arbeit bei 9stündiger Arbeitszeit nur 1,80 bis 2 Mk. pro Tag verdient werden. Es ist das ein Jammerlohn, für den kaum ein Hundebesitzer geschäftet werden kann.

Geradezu handlos ist es aber, daß die Arbeiter am Wochenlohn stundenlang warten oder gar Herrn Fiedler nachlaufen müssen, ehe sie ihre paar sauer verdienten Groschen bekommen. An einem der letzten Sonnabende kam Herr Fiedler erst um 6 1/2 Uhr abends mit der Bahn in Hermsdorf an, ging aber nicht in die Ziegelei, wo die Leute schon seit 4 1/2 Uhr auf ihren Lohn warteten, sondern machte sich im Gasthaus gemütlich. Frierend standen die Arbeiter vor dem Gasthause und warteten auf ihren "Herrn". Selbst hineingehen konnten sie nicht, da keiner von ihnen einen Pfennig Geld hatte. Vergessene waren alle Bitten, die die Arbeiter durch den Gastwirt an ihren Arbeitgeber richten ließen, er möchte doch mal zu ihnen herauskommen. Als die Geduld der Frierenden zu Ende war und sie ins Gasthaus hineingingen, machte sich Herr Fiedler schleunigst zur andern Tür hinaus. Nun folgten ihm die Arbeiter in seine Wohnung nach, wo ihnen endlich ein Teil des Lohnes ausbezahlt wurde; den Rest sollten sie am Montag bekommen.

Diese Ziegelei scheint überhaupt ein "Musterbetrieb" zu sein; Waschgelegenheit, Spülraum oder Vorrichtung zum Wärmen der Speisen sind in dem Betriebe unbekannt Dinge. Außerst roh ist auch die Behandlung der Arbeiter. Einmal stieß Herr Fiedler einen Arbeiter im Verhinschacht in eine Wasserpfütze und ein andres Mal schlug er einem 69jährigen Arbeiter den Kopf über den Kopf, weil der Betreffende am Sonntag den Ofen nicht verschmiert hatte. Es ist einfach unglücklich, was sich so ein Ziegeleibesitzer alles gefallen lassen muß. Würde Herr Fiedler, der nicht nur Ziegeleibesitzer sondern auch Gastbesitzer ist, mit seinem Viehbestand so umgehen als mit den Arbeitern, so würde der Viehstapel gewiß für seine Verpflegung sorgen. Den mißhandelten, für einen Hungerlohn arbeitenden Zieglerproleten geben wir den Rat: Organisiert euch! Denn nur die Organisation kann euch vor solchen Rohheiten schützen und nur durch diese könnt ihr euch höhere Löhne erringen.

Ein ehrlicher Ziegelmesser?

In der "Wippechen Landeszeitung" wurde kürzlich nachfolgende Notiz veröffentlicht:

Da ich aus zuverlässiger Quelle erfahren habe, daß Herr August Kruegel aus Ortle bei Detmold für den Sommer 1911 wieder eine Ziegelei als Meister übernommen hat, so möchte ich jedem Kollegen raten, bevor er Arbeit bei genanntem Herrn annimmt, sich zuvor nach dessen Geschäftsbetrieb zu erkundigen, da mehrere seiner Arbeiter (nachweislich sogar alle), die er 1909 unter den größten Beschwerden nach Bayern lockte, bis heute vergeblich auf Auszahlung ihres Restlohn warten, obwohl ihn genannter Herr von der Firma erhalten hat. Zu näherer Auskunft sind gern bereit

August Drame, Ortle bei Detmold.
Heinr. Hilmer, Detmold, Demgoer Chauffee Nr. 72.
Heinr. Müller, Jergen Nr. 63 bei Detmold.

Damit wird wiederum dokumentiert, wie notwendig die wichtigste Forderung der Ziegeleiarbeiter auf ein geringes Maß zu reduzieren. Diese Forderung wird aber nur durch eine kampffähige Organisation, wie sie unser Verband darstellt, durchgesetzt werden können.

Ein Arbeitsvertrag für Zementarbeiter.

Der bekannte günstige Wind hat uns einen Arbeitsvertrag zugeleitet, der gegenwärtig von der Portland-Zementfabrik Gemmoor benutzt wird, um sich billige und willige Arbeitskräfte zu verschaffen. Der Vertrag ist in deutscher und polnischer Sprache gedruckt, es handelt sich also um die Anwerbung von polnischen Arbeitern. Der Vertrag sei hier auszugsweise angeführt:

§ 2. Die Lohnsätze für Arbeiterarbeiten werden derartig bemessen, daß tüchtige Arbeiter auf einen Verdienst von 2,80 bis 3,50 Mk. pro Tag kommen. Arbeiter, welche sich zum Zementladen und zum Zementfahren eignen, können bis zu 4,20 Mk. pro Tag verdienen. Im Tagelohn wird nur ausnahmsweise gearbeitet, und solche Arbeiter werden mit wenigstens 2,80 Mk. pro Tag bezahlt.

Jungen unter 16 Jahren verdienen je nach Leistung wenigstens 1,70 Mk. pro Tag; Jungen über 16 Jahre je nach Leistung, wenigstens 1,90 Mk. pro Tag.

§ 3. Die Leute werden auf Wunsch in Kasernen, die unter Kontrolle der Fabrikleitung stehen, einquartiert und zahlen pro Tag 60 bis 65 Pf. für Wohnung und Kost, ausschließlich Brot und Gebäck.

§ 5. Das Reisegeld nach hier wird von uns für die Leute vorausgelegt, denselben aber demnachst von ihrem Verdienst wieder in Abzug gebracht. Denjenigen Arbeitern, welche bis zum 15. Dezember d. J. bei uns in Beschäftigung bleiben, wird bei ihrem Abgange das Reisegeld für die Heimreise vergütet.

Unter Anerkennung obiger Bedingungen verpflichte ich mich, nach Abgabe eines Einverständnisses für mich seitens des Vertreters der Portland-Zementfabrik Gemmoor nach dessen Anweisung die Reise nach Gemmoor (Station Warlade-Gemmoor) zu machen und dort sofort nach meiner Ankunft bei der genannten Firma in Arbeit zu treten, sofern ich bei der ärztlichen Untersuchung gesund befunden werde.

Unterschrift des Arbeitnehmers.

Wir bewundern nur den Mut der Direktion, mit dem sie den Arbeitern solche Schundlöhne zu bieten wagt. Seither war es in der Zementindustrie allgemein üblich, die fremden Arbeiter unter allerlei Vorwänden herbeizuloden, man schämte und fürchtete sich, den doch an Untertänigkeit gewöhnten ausländischen Arbeitern die Wahrheit zu sagen. Das ist nun anders geworden. Man schämt sich heute nicht mehr, den Arbeitern schon in der Heimat Arbeitsbedingungen zu diktiert, die sehr stark an die Korrekionsanstalten erinnern, und das ist auch ein Fortschritt. Tüchtige erwachsene Arbeiter können in Nord bei schwerer, schmutziger, gesundheitsgefährlicher Arbeit 28-35 Groschen verdienen. Ob wohl die Direktoren Prüßling und Jabobi auch soviel erhalten, oder ob sie, weil sie leichtere, angenehmere Arbeit und kürzere Arbeitszeit haben nur den Lohn der jugendlichen Arbeiter erhalten? Es muß schon so sein, denn sonst wäre es unverständlich, den Arbeitern die oben angeführten Löhne anzubieten. Allerdings wird den Arbeitern Wohnung und Kost für 60 bis 65 Pf. gewährt. Wie es damit aber bestellt ist, läßt schon die Tatsache erkennen, daß die Herren Direktoren und sonstigen Beamten diese Vergünstigung verschmähen. Es ist eben Wohnung und Kost für ausländische Arbeiter, und das besagt genug. Die Kost ist in der Regel derart, daß diejenigen Arbeiter, die über einen gesegneten Appetit verfügen, den größten Teil ihres Lohnes noch nebenbei verzehren können, so daß den Arbeitern, wenn sie ihre Vertragsdauer beenden haben, in der Regel nichts übrig bleibt, als eine zerstückte Gesundheit. Die Direktoren und die Aktionäre aber erfreuen sich eines äppigen Daseins und eines stets wachsenden Wohlstandes. Dieses Mißverhältnis kann aber befeitigt werden durch die internationale Aufklärungsarbeit.

Unternehmer-Wohltuolen.

An Verprechungen der Unternehmer, die Wünsche der Arbeiter wohlwollend zu prüfen und wennmöglich zu erfüllen, hat es belanntlich noch nie gegeben, denn sie verursachen keine Kosten und lassen den Unternehmer als einen Menschenfreund erscheinen. Wenn aber die Arbeiter auf Verwirklichung dieser Verprechen drängen, dann ist alle Humanität verlogen und die heiligsten Forderungen sind unerfüllbar. Das mußten auch kürzlich die Arbeiter der Arbeit- und Kieselgrubwerke bei Uelzen erfahren, als sie mit Rücksicht auf die Leistung der Direktion ein Gehalt unterbreiteten, in dem eine Lohnserhöhung von 2 Pf. pro Stunde verlangt wurde. Der Stundenlohn beträgt in dem genannten Betriebe im ersten Jahre 30 Pf. und von da ab 31 Pf. Es wird mitnir niemand behaupten können, daß die geforderte Lohnserhöhung ein unbilliges Verlangen sei, besonders wenn man bedenkt, daß der Betrieb 28-32 Prozent Dividende an die Gesellschafter verteilt. Trotzdem wurde den Arbeitern der Wunsch, daß bei dem gegenwärtigen Geschäftsgang ihr Gehalt eine unerschämte Forderung darstelle, auf die Direktion nicht eingehen könne. Der Geschäftsgang ist aber in Wirklichkeit als strotz zu bezeichnen, denn aus welchem Grunde sollten die Arbeiter in allwöchentlich gemacht werden. Auch des Sonntags wird hiesig gearbeitet. Warum wohl? Doch jedenfalls nur, weil die Arbeit drängt; oder will man den Arbeitern nur den Sonntag vererben? Eins von beiden kann nur zutreffen, und in beiden Fällen würde sich die Betriebsleitung treffend charakterisieren.

Wenn nun ein Stundenlohn von 32-33 Pf. von der Direktion als eine unerschämte Forderung bezeichnet werden konnte, so sind natürlich die Arbeiter selbst die Schuldigen. Bis heute ist ihnen Einigkeit ein unsägliches Bedürfnis, und die Direktion weiß das. Sie weiß, daß die Mehrzahl der Arbeiter der Organisation fernsteht, daß dadurch die Arbeiter in ihrer Gewalt stehen und sie mit ihnen umspringen kann, wie es ihr beliebt. Wären sich die Arbeiter einig, die Direktion hätte sich wohl nicht unterstanden, den Arbeitern eine solch verhöhnende Antwort zu erteilen. Vielleicht richten die Arbeiter an die Direktion einmal die Frage, ob sie denn weniger unterverkauft ist, und noch billiger arbeitet, oder ob das Gegenteil der Fall ist. Die Antwort wäre für die Arbeiter jedenfalls interessant.

Noch jämmerlicher wie die Entlohnung sind die sanitären Einrichtungen in diesem Betriebe. Wascheinrichtungen sind auch hier Luxusartikel, obwohl sich die Arbeit unter großer Staubentwicklung vollzieht. Es ist wohl ein großer Wasserbottich vorhanden, der das Wasser, das zum Arbeitsprozess verwendet wird, enthält. Da dieses Wasser aber oft längere Zeit steht, nimmt es einen stinkenden Geruch an, der es zum Waschen untauglich macht. Dabei sehen die Arbeiter oft aus wie die Schornsteinfeger. Für 20-25 Arbeiter sind zwei Handtuchvorrichtungen vorhanden, die selbst im reinen Zustande zum Gehen zeigen. Trinkwasser gibt es im Betriebe überhaupt nicht. Die Arbeiter müssen sich entweder Trinkwasser von zu Hause mitbringen, oder sie müssen sich solches am Güterbahnhof holen, was aber von der Betriebsleitung nicht gern gesehen wird, da der Profit darunter leidet. Der Ess- und Ankleidebereich umstarrt vor Schmutz, da derselbe nur alle 8-14 Tage einmal mit einem Keilbesen ausgefegt wird. Matten und Mäuse haben ihr Quartier darin aufgeschlagen, so daß nicht selten den Arbeitern das Frühstück in der Kosttasse angefahren wird. Beim Fransen herrscht in dem Brennraum, in dem auch die Pressen und Wischmaschinen stehen, stets ein Rauch- und Gasausdünstung, die zum Husten reizt und die Augen schmerzt. Ventilation gibt es nicht. Vor nicht allzu langer Zeit wurde sogar ein Arbeiter auf ärztliches Anraten die Arbeit niederlegen, um sein Augenlicht nicht auf geschämte zu gefährden. Für die Gewerbeinspektion ist also hier ein ergebnisloses Arbeitsfeld.

Trotz dieser unwürdigen Verhältnisse, die doch geeignet sind, die helle Empörung der Arbeiter wachzurufen, gibt es unter den Arbeitern noch von jenen verächtlichen Kreaturen, die sich nicht scheuen, ihre Arbeitsbrüder bei der Betriebsleitung anzuklärigen und zu verraten. Und dafür erhalten diese Judas noch nicht einmal die üblichen 30 Silberlinge, sondern sie dürfen nur mehr Überstunden machen. Diese Schwarzger, die schon manche Arbeiterentlassung verschuldet haben, arbeiten nicht selten über hundert Stunden pro Woche. Besonders auf die organisierten Arbeiter haben es diese Unternehmerknechte abgesehen. So wurde erst kürzlich ein Kollege entlassen, der sich erlaubte, per Gelegenheit auf die

Organisation hinzuweisen, die nur allein die angeführten Pflichten befehligen könne. Der Direktor Busch meinte, Aufwieglers, Heger und unzuverlässige Arbeiter könne er nicht gebrauchen. Es liegt aber doch in der Hand der Direktion, sich zuverlässige Arbeiter zu schaffen. Sie braucht den Arbeitern nur etwas entgegenzukommen und ihnen das zu gewähren, was sie zu einer ausblühenden Effizienz notwendig haben. Tut sie das aber nicht, so werden die Arbeiter feige Jammerlappen, wenn sie angesichts solcher Verhältnisse und solcher Hungerlöhne noch zufrieden bleiben, nur um den Gesellschaftern ein dypiges, sorgensreiches Leben zu sichern. Hier gilt es, von der einzigen Arbeitermasse, der Organisation, Gebrauch zu machen, um der Betriebsleitung einmal die Zähne zu zeigen und das Schmarogergerächel hinwegzujagen zu können.

Ungedorf. Gebrochen ist die Zeit aus den Gelenken!

Dieser Schalepersche Vers könnte sich einem aufzuringen, wenn man über die Vorgänge der jüngsten Tage in unserm Ort nachdenkt. Da werden heute auf der "Breitenburger Zementfabrik" hundert und mehr Arbeiter entlassen, alte und junge Leute, die 8 Tage, und solche, die 12 Jahre und länger die schwersten, ungesundesten Arbeiten verrichtet haben, ob lebig, ob verheiratet, was schiert dem Kapitalismus und seine menschlichen Kreaturen? Der Kapitalismus ist blind gegen Gien, taub gegen Klage, gefühllos und erbarmungslos gegen alles, was Mensch heißt. Gold ist Macht. — Tags nach den Massenentlassungen merken nun die "Herren" auf der "Breitenburger", daß es an Arbeiterhänden mangelt, da hilft man sich denn als Christ und guter Patriot, indem man die Kammereibuden abklopft. Beamte, Meister mit ihrem Lohn bis zum 1. April in der Tasche, werden nach Hause geschickt, einerlei, ob es nun einer ist, der mit den ihm unterstellten Arbeitern stets gut auskam, oder einer, der sich "Auhm" erwarb durch Gummiflauschschwingen, heldenhafte Auftritte, durch eifrige Teilnahme an patriotischem Klubbim. — Doch ein andres Bild. In die Gloyersche Kreidefabrik, besetzt besetzt Herr E. Saumenicht ist, ist mit diesem auch ein neuer Geist ... Der neugebadene Meister H. waltet dort seines Amtes in einer Weise, die es alten Arbeitern, die sich stets und trumm in dem Betriebe geschuftet haben, die bis zu 35 Jahren, ein ganzes Menschenalter, dort arbeiten konnten, unmöglich macht, länger auszuhalten. Ein Kutscher Schr. ging, weil Unmögliches von ihm verlangt wurde — er sollte von morgens 5 Uhr bis nachts 12 Uhr auf dem Kuttgerbod sitzen! Weil nun der Vater des Schr., der 20 Jahre in dem Betriebe arbeitete, seinem Sohn beim Fortziehen half und Herr E. dies sah, veranlaßte er die sofortige Entlassung des Vaters, "damit wir das Schröderpad los werden". Und der weiterlungene Heldenruhm der Breitenburger Großen läßt auch andre nicht mehr ruhig schlafen. Während nämlich seit einiger Zeit das Gerücht von einer 10- bis 15-prozentigen Lohnzulage bei "Mihens" im Dorfe kursierte, kommt Herr Mosbach, Techniker seines Zeichens, und kurlt Nordfänge von 90, 80 und 70 Mk. um 5, 10 und 20 Mk., ohne jedoch aber den Mut zu haben, seine uneheliche Absicht in Gegenwart der gesamten Arbeiter dem Meister zu eröffnen. Ist es nicht unerhört und empörend, daß man Arbeitern, die sonst Tag für Tag die schwere, eintönige Arbeit in der Schlemmerlei verrichten, dafür, daß sie mal ein paar Tage leichtere Arbeit machen müssen, auch gleich 50 Pf. weniger verdienen läßt? Wir nehmen an, daß der erzie Betriebsleiter, Herr Schröder, nicht von der Handlungsweise des Technikers unterrichtet gewesen ist. Aber zeigt dieser Vorfall wieder einmal, daß wenn es sich um Lohnforderungen der Arbeiter handelt, nicht einmal der erste Beamte eines Betriebes zuständig ist, während, wenn es gilt, den Verdienst der Arbeiter zu schmälern, ja planmäßig herabzudrücken, dazu schon gar ein Techniker die Macht hat? Allgemein wird überhaupt über Herrn M. Klage geführt. Im Untreiben der ihm unterstellten Arbeiter soll Herr M. einen Eifer und eine Fähigkeit an den Tag legen, die einem andern Berufe (allerdings, ohne daß dazu technische Vorbildung nötig ist), alle Ehre machen würde. Alte, erfahrene Arbeiter und Beamte, von denen Herr M. schon manches gelernt haben dürfte, werden bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit angefahren und getadelt. — Ja, gebrochen ist die Zeit aus den Gelenken, höchste Gamlet und glaube ich geboren, sie wieder einguernten. Ihm gelang es nicht; der Arbeitergeist aber ist einer erstanden, der jauchzt: "Seil euch, daß ich geboren ward, sie wieder einguernten!" — die Organisation. Darum, ihr Arbeiter, die ihr immer noch gleichgültig abseits steht, schließt euch der Organisation an, denn sie ist es, die die Sache aller Unterdrückten und Mißhandelten vertritt.

Parcy. Recht haben und Recht kriegen, ist in mer zweierlei.

Das hat kürzlich auch ein hiesiger Ziegeleiarbeiter erfahren, dem von der Ziegelei "Parcyer Spar- und Kreditbank" 10 Mk. vom Lohn abgezogen worden waren, angeblich wegen fehlender Steine. Die eingereichte Klage erfuhr nämlich im ersten Termin eine Abweisung, da sich die beklagte Firma einen Rechtsanwalt angenommen hatte. Der Arbeiter legte aber nun Berufung ein, wozu ihm vom Verband ebenfalls ein Rechtsanwalt zur Seite gestellt wurde. Nun kam die Sache anders, denn die Firma wurde zur Zahlung des zurückgehaltenen Lohnes sowie zur Tragung sämtlicher Kosten verurteilt. Der Kollege konnte also nur durch den vom Verband gewährten Rechtsschutz zu seinem Recht und seinem verdienten Lohn gelangen. Dabei hat er aber auch erfahren, daß derjenige, der einen gefälligen Geldbeutel besitzt, leichter zu seinem Recht kommen kann als ein armer Teufel. Denn schon beim ersten Termin wurde er von dem Vorsitzenden gefragt, ob er denn auch bezahlen könne, wenn er verliere; wenn er nicht bezahlen könne, solle er lieber seine Klage zurücknehmen. Wer also finanziell nicht so gestellt ist, um die entsetzenden Kosten tragen zu können, soll auf sein Recht verzichten, und auch dieser Kollege hätte es tun müssen, wenn ihm unser Verband nicht zur Seite stand. Ohne die Organisation hätte die beklagte Firma und mit ihr das Unrecht triumphiert und das Recht lag am Boden. Daraus sollten alle Ziegeleiarbeiter die richtige Kaufanwendung ziehen, denn keiner ist vor Unrecht gesichert; der hier geschilderte Vorgang kann sich bei jedem einzelnen wiederholen.

Stettin. In dem Kreidewerk der "Stettiner Portland-Zementfabrik" wurden 25 Arbeiter entlassen, weil ausländische Arbeiter dafür eingestellt werden sollten.

Diese Entlassungen geschähen sich besonders dadurch aus, weil der Herr Direktor Dr. Goplich sich als ein edler Freisinnsmann auszeichnet und mit dem Herrn Schuhmacher H. D. aus Berlin, welcher als Kandidat zum Reichstag aufgestellt ist, in Arbeiterversammlungen geht und hier um die Stimmen der Arbeiter buhlt. In zwei überfüllten öffentlichen Versammlungen haben wir das Verhalten dieses Schuhmachers gebremst. Auch die Getreuen des Herrn Dr. waren anwesend, konnten aber das Vorgehen des Herrn Dr. nicht verteidigen. Zum Ueberflus suchte man jetzt die entlassenen Kollegen noch zu schikanierten. Ein Kollege, welcher sich ein Halsleiden zugezogen, wurde mit einem verschlossenen Kuder zum Arzt gefandt. Da aber in der Kasse freie Arztwahl besteht, ging der Kollege zu einem andern Arzt. Um seine Krugierde zu befriedigen, öffnete er den Brief und hier war zu lesen:

Herrn Sanitätsrat Dr. Ludwig, Finkenwalde.

NB. Stöhring wurde am 25. 2. mit entlassen, ich befürchte Simulation und bitte denselben genau untersuchen zu wollen.

J. A. A. Bruhn.

Trotzdem ein Blinder es fühlen konnte, daß der Hals des Kollegen angeschwollen war, glaubte Herr Bruhn befürchten zu müssen, daß der Kollege simuliere. Da nun der Kollege den Arzt nicht ansuchte, sondern sein Recht der freien Arztwahl ausübte, will die Kasse die Kosten nicht tragen. Das ist auch ein Segen der Betriebsklassen.

Unfall.

Am Freitag, dem 3. März, verunglückte ein Arbeiter in der Demtschen Steingewerkschaft in Friedrichsfeld i. B. Derselbe transportierte einen Stößwagen, der mit etwa 6 Zentnern Lon beladen war, wobei er austratete und derart unglücklich zu Fall kam, daß ihm der Wagen über die Beine rollte. Mit schweren Verletzungen an der Brustgebe wurde der Verunglückte ins Krankenhaus gebracht. Ohne Zweifel liegt dem Unfall eine Nachlässigkeit der Aufsichtspersonen zugrunde, denn ihre Aufgabe ist es doch, nicht nur darauf zu achten, daß die Arbeit mit größtmöglicher Sorg ausgeführt wird, sondern auch, daß für genügende Betriebssicherheit gesorgt ist. Im vorliegenden Falle ist wohl nicht für genügende Trockenlegung des abfälligen Transportweges gesorgt, sonst hätte der Unfall nicht passieren können.

Chemische Industrie

Arbeiterschutz und Syndikatsprofi

Von Heinrich Vogel

I.

Im Jahre 1879 erfand ein Engländer, Sydney Thomas, ein Verfahren, dem Eisen durch Schmelzen in Konvertern, die mit kalk- und teerhaltigen Ziegeln ausgefüllt sind, den die Qualität des Eisens schädigenden Phosphor zu entziehen und dadurch einen vollständig phosphorfreien Gußstahl zu erhalten. Der Phosphor wird hierbei an den Kalk gebunden und mit diesem in die Schlacke übergeführt. Diese Erfindung hatte eine große Umwälzung der Stahlgewinnung zur Folge. Eisenerze, zum Beispiel manche des Siegerlandes, die man bisher wegen ihres großen Phosphorgehalts gar nicht verhitzen konnte oder die bei der Verhüttung nur ein geringwertiges Eisen ergaben, lieferten nach diesem Thomasverfahren einen geradezu vorzüglichen Gußstahl. Daher wurde dieses Verfahren auch bald von rheinischen und westfälischen Stahlwerken eingeführt.

Doch nicht nur die Stahlgewinnung erzielte aus diesem Verfahren große Vorteile, auch der Landwirtschaft sollte das bald ebenfalls gelingen. Neben dem Gußstahl entsteht nämlich bei diesem Verfahren eine blasse und harte Schlacke, die zuerst die Fabrikschöpfung anfüllte. Da machte H. Pöhrmann in Hannover wegen des großen Phosphorgehalts (16 bis 17 Prozent) der Schlacke Versuche damit, ob sie, fein gemahlen auf dürrigen Ackerboden gebracht, dessen Ertragsfähigkeit erhöhe. Sie fielen sehr günstig aus und bewirkten einen wesentlich höheren Ertrag an Körnern, Stroh und Wurzelkräutern als alle andern Düngemittel.

Nun machten sich die Stahlwerke daran, die für sie bisher wertlose Schlacke zu mahlen, um sie als Düngemittel an die Landwirte zu verkaufen. So entstanden 1885 und 1886 die ersten Thomaschlackemühlen am Rhein und in Westfalen, deren bald weitere in verschiedenen andern Gegenden Deutschlands und in Frankreich und Belgien folgten. Ende 1900 war ihre Zahl schon auf 22 gestiegen, und der Verbrauch von Thomasmehl nahm in der Landwirtschaft rasch zu. In Deutschland betrug er in Tonnen:

1885	1886	1890	1899	1909
6000	130 000	358 000	876 000	1 000 000

Nach Rußland, Oesterreich-Ungarn, Holland, Italien und der Schweiz entwickelte sich ein starker Export. Uebrigens hat die Steigerung der Produktion an Thomasmehl eine gewisse Grenze, da sie von der Produktion an Gußstahl abhängt und diese zurzeit nur mäßig zunimmt. Es stellte sich mit der Zeit heraus, daß die Thomasschlacke nur dann ein ausgezeichnetes Düngemittel ist, wenn sie in ganz fein gemahlenem Zustand auf die Felder gestreut wird. Ferner wurde durch Versuche ermittelt, daß die Wirksamkeit des Thomasmehls als Dünger nicht von seinem Gesamtphosphorgehalt abhängt, sondern von seinem Gehalt an in Zitronensäure löslicher Phosphorsäure. Man hat daher heute im Handel eine zweiprozentige Normallösung von Zitronensäure festgesetzt und bewertet das offerierte Schlackemehl nur nach dem in dieser Normallösung löslichen Prozentgehalt an Phosphorsäure.

Die Schlacke wurde anfangs auf allen möglichen Mühlen mittels Dampf- und Wasserkraft gemahlen. Es entstand dabei wie bei andern nicht dicht verschlossenen Mahlgängen ein starker Staub. Er lagte dabei beschäftigte Arbeiter bald, daß dieser Staub ihnen argen Husten und Hals- und Brustschmerzen verursachte. Aber die Unternehmer trösteten sie und sagten, sie würden sich schon daran gewöhnen. In einer Mühle bei Düsseldorf glaubte man noch ein übriges zu tun, indem man jedem Arbeiter während

der Schicht zwei bis drei Schnäpse verabreichte. Aber viele Arbeiter gaben doch diese Arbeit von selbst wieder auf, andre entließ man, indem man ihnen sagte, sie taugten für diese Arbeit nicht. Die Ärzte der Krankenkassen erkannten bald, daß der glasharte, scharfkantige Staub heftige Reizung des Rachens und der Lunge, schwärzlichen Auswurf und viele kleine Geschwüre verursache, die sich oft zu größeren Verletzungen des Lungengewebes ausbildeten. Es kam mehrfach vor, daß ganz gesund eingestellte kräftige Arbeiter nach dreitägiger Beschäftigung in den Mühlen von einer akuten Lungenentzündung ergriffen wurden, der sie nach weiteren drei Tagen erliegen sind.

Die schwersten Erkrankungen treffen oft nicht die in der eigentlichen Mühle beschäftigten Arbeiter, sondern die beim Verladen und Zerklümmern der Schlacke mit der Hand und die mit dem Saden und Verladen des Schlackemehls sowie dem Ausbessern der Säcke beschäftigten Arbeiter. Bei ihnen sind die Erkrankungen oft noch weit zahlreicher als bei den eigentlichen Mühlenarbeitern.

Die zum Versand des Schlackemehls verwendeten Säcke sind oft von so billigen, schlechten Stoffe, daß sie beim Füllen mit dem schweren Schlackemehl besonders stark stauben; trotzdem wurden auch jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen in diesen Betrieben beschäftigt, sowie Ueberstunden, Sonntags- und Nacharbeit von der Aufsichtsbehörde bewilligt.

Allmählich aber bemerkten auch die Beamten die gesundheitvernichende Wirkung dieses Staubes.

So hieß es im Bericht des Gewerbeinspektors aus Arnberg für 1893:

„Ueber die inzwischen beseitigte Thomasschlackemühle der Gesellschaft Fertilitas auf dem Hörder Werke berichtet der Gewerbeinspektor in Dortmund: Nach einem zehnjährigen Aufenthalt in der Mühle litten der Kreisphysikus und der Berichtserstatter, die mit der Untersuchung des Werkes beauftragt waren, mehrere Tage an heftigen Hustenanfällen. Es ist hiernach erklärlich, daß trotz des lebhaften Wechsels der Arbeiter in den Jahren 1891 und 1892 fünf Todesfälle an Lungenentzündung vorkamen. Die meisten Arbeiter wird die Schicksalerst erreicht haben, nachdem sie die Arbeit verlassen hatten und bereits in andern Betrieben tätig waren. Manche Todesfälle werden unter andere Rubriken eingereiht sein, wie zum Beispiel die Erstickung des Arbeiters Bartowial, die als Herzschlag beurkundet war.“

Auf Grund dieses Berichtes wurde die Mühle auf Verfügung des Oberpräsidenten geschlossen. Freiherr v. Stumm hatte sogar einen Preis von 10 000 Mk. für die beste Art der Beseitigung des Staubes der Thomasschlackemühlen ausgesetzt. Aber der Preis kam nie zur Verteilung, weil angeblich „das vorgesezte Ziel einer gänzlichen, dauernden Staubbeseitigung in den Arbeitsräumen der Schlackemühlen durch sie nicht erreicht worden sei“.

Um so lebhafter stellte sich die Notwendigkeit einer gesetzlichen Verbesserung zum Schutze der Arbeiter in den Thomasschlackemühlen und den Thomasmehlagern heraus, und die Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten aus den Bezirken Arnberg, Düsseldorf und Trier aus den Jahren 1894 bis 1896 erklärten den Erlaß allgemeiner Schutzbestimmungen auf Grund des § 120c der Gewerbeordnung für notwendig. Das Gewerbegericht in Hörde stellte 1893 beim Bundesrat den Antrag, die tägliche Arbeitszeit in den Thomasschlackemühlen auf höchstens acht Stunden festzusetzen.

Nachdem vierzehn Jahre lang die Arbeiter sich um den zehnjährigen Schutz bekämpften, erschien endlich, am 25. April 1899, eine Bundesratsbekanntmachung. Sie enthielt, wie das so üblich, viele recht unbestimmte, daher ungenügende Vorschriften, so zum Beispiel, daß ein „ausreichender“

Luftwechsel in den mit festem, dichtem Fußboden versehenen Arbeitsräumen stattfinden müsse. Von den weiteren Bestimmungen sind hervorzuheben:

Der Fußboden muß vor Beginn jeder Arbeitsschicht oder während jeder Schicht in einer Pause feucht gereinigt werden. Die Vorzerkleinerung der Schlacke mit der Hand darf nur im Freien oder in auf allen Seiten offenen Schuppen vorgenommen werden. Die zur maschinellen Vorzerkleinerung dienenden Apparate und die Feinmühlen müssen so eingerichtet sein, daß ein Austritt des Staubes in die Arbeitsräume „hinlich“ vermieden wird; sie müssen eventuell mit einer Vorrichtung zum wirksamen Absaugen des Staubes nach einer Staubkammer versehen sein. Auch die Aufgabebetrachter müssen mit Vorrichtungen versehen sein, durch die Staubentwicklung „hinlich“ verhütet wird. Alle Apparate und Zugen müssen staubdicht sein, entstehende Undichtigkeiten sollen sofort beseitigt werden. Die Staubleitungen und -kammern müssen von außen gereinigt und entleert werden können. Reparaturarbeiten dürfen nur unter Benutzung von Respiratoren ausgeführt werden. Das hergestellte Schlackemehl darf nur in die Aufbewahrungsräume gebracht werden, daß eine Staubentwicklung „hinlich“ verhindert wird. Das Abfüllen des Mehls in Säcke soll nur unter einer „ausreichenden“ Absaugvorrichtung erfolgen. Die Säcke sollen nicht leichter als die im Handel mit 14 Unzen bezeichneten sein, und — wenn für Stapel von mehr als 3 1/2 Meter Höhe bestimmt — nicht leichter als 15 Unzen sein. Die gefüllten Säcke sollen täglich aus den Arbeitsräumen fortgeschafft werden. Vorgeschrieben sind besondere Staubfreie Wasch-, Ankleide- und Speisestuben; Branntwein darf nicht in die Arbeitsräume mitgebracht werden; Arbeiterinnen und jugendliche Arbeiter dürfen nicht beschäftigt werden, und erwachsene nur, wenn sie ein ärztliches Zeugnis vorweisen, daß bei ihnen Krankheiten der Atmungsorgane nicht nachweisbar sind. Die tägliche Arbeitszeit darf zehn Stunden nicht überschreiten. (Das Reichsamt des Innern hatte erst acht Stunden festgesetzt, aber auf Vorkstellung der Werke wurde, wie die „Freisinnige Zeitung“ mitteilte, die Zeit auf zehn Stunden erhöht.) Die Pausen müssen zwei Stunden betragen. Ueber den Gesundheitszustand der Arbeiter ist ein Kontrollbuch zu führen; auch müssen die üblichen Untersuchungen durchgeführt werden. Bis zum 1. Juli 1900 sind alle erforderlichen Verbesserungen durchzuführen, doch kann die höhere Verwaltungsbehörde von diesen Bestimmungen Ausnahmen bewilligen.

Die chemische Industrie auf der internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden.

Die Eröffnung der Ausstellung erfolgt am 6. Mai. Die „Chemiker-Zeitung“ schreibt: Die chemische Industrie wird auf dieser Ausstellung, die sich zur Aufgabe gemacht hat, das gewaltige Gebiet der Hygiene zu umfassen, in besonders großem Umfang erscheinen. Vor allem werden medikamentöse und pharmazeutische, bakterielle und Serumpräparate sowie Desinfektionsmittel, Konservierungsmittel, Seifen, Farben, Lele und Gase vertreten sein. Ferner werden die in der Pharmazie benötigten Tablettenmaschinen, Tubenfüllmaschinen, Maschinen für die Billenfabrikation, Knet-, Miß- und Dosiermaschinen sowie die zu Untersuchungen erforderlichen Instrumente, Apparate und Einrichtungen, besonders Laboratoriumsapparate, vorgeführt werden. Für kosmetische Mittel ist eine besondere Abteilung vorgesehen. Einige Fabriken beschränken sich darauf, die in ihrem Betriebe zur Anwendung kommenden wichtigsten Einrichtungen zu zeigen. Es liegen bereits für nahezu 2 Millionen Mark Anmeldungen vor.“

Leider ist es infolge der Feiertage der städtischen Industriellen nicht möglich, den Besuchern der Ausstellung auch die Lehrenten der Medaille zu zeigen. Der Besucher würde jedenfalls nicht ohne Schaudern an die greigartige aber männermordende chemische Industrie denken, die mit Blut und Tränen der Verunglückten und Vergifteten den nimmer-sattigen Aktionären den Beutel füllt, unbestimmt um die Förderung des für diese Industrie so notwendigen Schutzes der Arbeiter. Wir werden zur rechten Zeit einen Tropfen Wermut in den Freudenbecher der chemischen Industriellen schütten.

Im Elektron.

Es ist wohl eine der seltsamsten Gegenden, in der ich ein ganzes Jahr verbrachte. Eine Stunde rechts vom Main zieht sich der herrliche Taunus mit seinen stillen Dörfern und romantischen Ruinen gegen Mainz, links davon der idyllische Odenwald. Landschaftsbilder von vollendeter Schönheit. Und dazwischen der breite, überfließende Fluß, in allen Farben schimmernd; an den Ufern riesige Fabriken, nicht viele, aber durch ihre Größe den Raum allend und darüber eine rauchschwarze, giftgeschwängerte Luft. Eine finstere Wolke im lachenden Aether.

Ich landonitierte in der Hausdruderei des Elektron, einer der größten chemischen Fabriken, und es hatte lange gedauert, bis ich diesen riesigen Betrieb vollständig kannte. Von meinem Fenster sah ich in die zwei größten Gichtbuden, in den Fuchsin- und den Anilinraum. Anausgeseht stiegen aus diesen widerlich süße Dämpfe zu mir herauf, an die ich mich erst allmählich zu gewöhnen vermochte, und anfangs war es mir unbegreiflich, wie ein Mensch es auch nur einen Tag drinnen aushalten konnte. So oft es ging, lehnte ich am Fenster und betrachtete das bunte Treiben, es kam mir vor, als sähe ich hinunter in eine Gasse einer Fabrikstadt. Auf schmalen Geleisen rollten die Betriebszüge, bis zwanzig Wagen stark und von kleinen Lokomotiven gezogen, kreischend und pfeifend vorüber. In den Räumen schlichen schweißige, vor Müdigkeit und Lärm abgemüdete Menschen zwischen summenden, singenden Kesseln und polternden Rädern umher und flackernde Feuer beleuchteten gepenstlich die vom Fuchsin am ganzen Körper rotgefärbten Arbeiter. Und in der Nachbarnbude daselbe Bild, aber noch unheimlicher bei dem Gedanken an das tödliche Anilin, das in mächtigen Kesseln und Destillatoren von den mit defekten, giftgetränkten Mundschwämmen ausgerüsteten Menschen gelocht und gereinigt wurde. Ich hatte stets das Gefühl, als läge über den Gebäuden und Menschen eine Katastrophe, zum Ausbruch bereit.

Eines Tages fragte ich einen jungen Fuchsinarbeiter, der mir durch sein fränkisches Aussehen und durch den tiefen Ernst in seinem magreren Gesicht schon früher aufgefallen war, wie es denn komme, daß so viele mit farbigem Körper den Betrieb verlassen und selbst an Sonntagen scheinbar ungerührt herumgehen. Er erwiderte, daß sei bei keinem der Fall, ein jeder reinige sich, so gut es gehe. Wer einmal wochenlang im Fuchsin, Indigo oder sonst in einer Farbe schaffe, bringe seine Haut nicht mehr rein. Sie heißt sich ein, färbt die Haare und vergiftet das Innere mit jedem Bissen, den man hinunterwürgt.

Ihrer Aussprache nach sind Sie ein Fremder. Was hält Sie denn im Elektron?

Er suchte nur die Äpfel.

Bei einer solchen Arbeit würde ich nicht bleiben. Der Gichtbauch liegt ja auf dem ganzen Betriebe.

Er liegt über dem ganzen Orte, durchzieht alle Häuser; er bringt in die Wohnungen, in die Betten und Wägen, in die Seelen.

Er stockte und ich bildete ihn verblüfft an. Das machte sein Gesicht noch röter und er verabschiedete sich heftig. Es waren nur wenige Worte gewesen, aber ich dachte immer wieder daran. So oft ich am Fenster stand, suchte ich seine Umrisse durch die schmutzigen Scheiben der Fuchsinbude

und sah ihn manchmal an einem der offenen Feuer vorübergehen. Wie er da aussah! Sein Gesicht war greitrot und Augen und Wangen lagen in tiefem Schatten.

Am einen Spätherbsttage spazierte ich langsam unter alten Kastanien am Flußufer auf und ab. Dichter Nebel lag aus dem Boden, formte sich zu einer Mauer und begrenzte den Blick. Die Bäume und Sträucher triefelten, an jedem Blatte hing eine Träne. Ich hörte das leise Rauschen der fallenden Tropfen und das Raseln der Blätter, die sich lösteten von den Zweigen und zur Erde fielen gleich sterbenden Schmetterlingen. Das Wasser des breiten Flusses, das sonst in allen Kanälen schäumerte, war einträuglich grau und der alte Fährmann, auf dem Ufer stand seines Bräutigams schiffes gestützt, betrachtete es mit verdohten Blicken. Erst als vielstimmiges Gemurmel diese Herbstruhe störte, regte er sich und machte sich eilig an dem alten Rasteln zu schaffeln.

Aus dem dichten Nebel sah ich vier Männer auftauchen. Sie trugen einen schlichten gelbgegrünlichen Sarg hinunter zur Fährre; einige Männer und Frauen folgten. Nur einer blieb auf der Böschung zurück und sah stumm dem Fahrzeug nach, das langsam vom Ufer glitt, träge umhüpft von den fettigen, giftigen Wellen. Ich erkannte in dem Einsamen den jungen Fuchsinarbeiter, trat zu ihm und fragte nach dem Toten. Ein Anilinarbeiter, sagte er, an dessen Stelle er jetzt komme.

Ich erschrak. „Sie werden diesen Platz nicht annehmen!“

„Weshalb nicht? Da oder dort, das ist doch gleich. Das Verderben wohnt in jedem Raum und wie das große Sterben der Natur zur Herbstzeit, so ist's das ganze Jahr im Elektron.“

Als die Jahre im Nebel verschwunden war, begleitete ich ihn auf seinem Heimwege.

„Dem Armen, den sie soeben weggeführt“, erzählte er auf eine Frage von mir, „spritzte hochendes Anilin auf die Brust und machte sein Blut fließen. Aber auch Kinder, die nie in das Innere der Fabrik gelangen, sterben den chemischen Tod, denn jeder Arbeiter trägt den giftigen Saft in sein Heim. Der Gatte umarmt zum Willkommen sein Weib und benimmt ihr dabei den Arm, der Vater begrüßt den Sockling mit verquältem Fuß, und ist man ein Fuchsinarbeiter, so wüßt die Hausfrau grünen, blauen oder roten Staub von den Röbeln.“

Wir hatten die Kolonie erreicht und schlenderten langsam zwischen den kleinen, von der Gesellschaft errichteten Wohnhäusern dahin. Die Gäßchen waren mit jungen Bäumen bepflanzt, und an jedem Hause lag ein Gärtchen.

„Wenn man diese schmutzigen Häuser mitten im Grünen betrachtet“, fuhr er fort, „wünnte man fast den schmutzigen Egoismus, der das alles entstehen ließ, vergessen. Und die Weihnachtsgelder und Unterstützungseinrichtungen tragen sehr zur Täuflung bei. Daher sieht der chemische Arbeiter, durch seinen ungemein schweren und schädlichen Beruf einermert und abgestumpft, nur diese nutzlosen Wohlthatseinrichtungen, erkennt nicht, daß ein Stundenlohn von höchstens vierzig Pfennig nach zehnjähriger Arbeitsdauer ein schäbiger Bettel ist, und während man anderenorts erfolgreiche Streiks führt, schläft der Elektronknecht ruhig weiter. Das mühte es auch, wenn er zur Einsicht käme? Er würde den Kampf ja doch führen, denn in dem Augenblick, da er die Arbeit niederlegt, wirft man

seine Wädel auf die Straße und nimmt ihn den mit seinem Schweiß getränkten Garten. Oh, man weiß ja, für wen diese häßliche Kolonie errichtet wurde.“

Er blieb stehen und bot mir die suchfarierte Hand. „Im Anilinraum wird sie wohl bald abfärben“, meinte er lächelnd.

„Und Ihr Herz?“

„Das — behält die Farbe.“ Dabei wurde er wie damals dunkelrot im Gesicht und ging.

Ich blickte dem starken Kämpfer mit dem kindlich zarten Gemüt nach, bis er im Hause verschwand. Was war es denn eigentlich, das ihn im Elektron festhielt? Hoffte er, hier doch noch einen großen Aufstehtag mitzuführen zu können?

Wieder stand ich eines Tages am Fenster und blickte hinaus. Dicht und schwer jauchten die Schneeflocken herab, brühten die Gichtdämpfe zu Boden und schwächten den Alltagslärm. Es dunkelte schon stark und die offenen Feuer hüllten die Arbeitsräume mit rötlichem Licht, wodurch das Innere der Fuchsinbarade ein höllisches Aussehen bekam und die Arbeiter wie rote Teufel an den Tonnern und Fässern hantierten. Ich wendete mich zur Anilinabteilung und bemühte mich, meinen Bekannten herauszufinden. In dem Dampf waren aber nur die Umrisse eines jeden zu erkennen. Wie mühte den Kerkerstein jetzt zu. Müde sein, da die nachts alte Luft die Dünste am Abziehen hinderte.

Ich weiß nicht, wie lange ich mir das tägliche Bild betrachtete hatte, als ich eine Bewegung im Innern bemerkte. Man lieh hin und her, einige stürzten ins Freie und verschwanden in der Nacht. Und dann eine Revolution, daß alles erzitterte und die Lichter erloschen. Ich taumelte zurück und fiel der Länge nach zu Boden. Einige Augenblicke fühlte ich noch, wie Steine und Mauerwerk auf mich niederprasselten, dann schwand mir das Bewußtsein.

Am folgenden Tag — ich lag wie zerföhren und an einigen Stellen verbunden im Bett — berichtete mir meine Wirtin von der Ueberbeugung eines der größten Kessel, von der Explosion, die den Anilinraum in einen rauchenden Schutthaufen verwandelte und die angrenzenden Gebäude arg beschädigte. Sogar die Schwanenheimer Kirche jenseits des Main habe etwas abbekommen. Bis auf fünf, die noch rechtzeitig aus der Bude geflohen, als sie den Kessel stark erzittern sahen, wären alle Anilinarbeiter umgekommen.

Zwei Tage mußte ich liegen, doch am dritten litt es mich nicht mehr trotz der Schmerzen, die ich bei jeder Bewegung empfand. Die Ungeuerlichkeit über das Schicksal meines Freundes trieb mich in die Kolonie hinaus und bald wußte ich, daß er nicht mehr heimkehrt.

Bei heftigem Schneefall trug man sie in den schlichten, gelbgegrünlichen Schreibern zur Ruhe. Ich war der einzige, der seinem Sarge folgte; von den vielen Tränen galt ihm, dem Fremdling, keine. Und als man sie unter Klagen und Schluchzen auf dem alten Fahrzeug niederließ, stellte ich mich mit trockenem, fülltem Weh neben ihm auf. Der alte Fährmann, an solche Fahrten gewöhnt, drehte in eiserner Ruhe das Steuer und langsam verließen wir das Elektrongebiet, dampf umglückt von den fetten, giftigen Wellen.

(Karl Mey in der „Berg. Arbeiterstimme“.)